

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schmidt-Cabanis, Richard: Seine Jungfernrede [4 Bilder; Hasemann, W.]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Priester gab ihr zur Buße auf: zwei Vaterunser und zwei Ave maria vor dem Hochaltar zu beten, dann werde ihr die Traget Holz vergeben sein.

„Vergelt's Gott,“ sagte das Weiblein, blieb aber immer noch in dem Beichtstuhle sitzen.

„Ihr könnt jetzt gehen, gute Frau,“ sagte der Geistliche, „Ihr seid ja absolvirt.“
„O lieb's Herrle,“ erwiderte die alte Marianne, und sog die Luft ein, als röche sie an einem Blumenstrauß, „o lieb's Herrle, laffet mich noch sitze und schwäbet noch e Bisle, Ihr riechet gar so gut nach Wein! Ah!“

„Dumme Person,“ eiferte entrüstet der Geistliche. „March, aus dem Beichtstuhle, und betet Euer Bußgebet, oder . . .“

„Ei ja, i geh' schon. B'hüt Gott,“ und nachdem sie sich noch den Genuß eines letzten tiefen Athemzuges gestattet hatte, verließ sie mit einem Seufzer des Bedauerns den Beichtstuhl, um ihre Strafgebete zu verrichten.

Sie kniete vor dem Altare, just neben dem hohen, vornehmen Herrn mit seinem dicken Gebetbuch, der heute mit besonderer Inbrunst seine Andacht verrichtete. Und als das Weiblein sah, wie der Mann neben ihr so eifrig sich bekreuzte, und seine Brust bearbeitete, da dachte es: „Aha!“ stieß ihren Nachbar mit dem Ellenbogen an und sagte: „Sie, Herrle, habet Se auch Holz g'stohle im Herrschaftswald?“



„Sie, Herrle, habet Se auch Holz g'stohle im Herrschaftswald?“

Der Herr Oberforstmeister sprang entrüstet auf, warf einen Blick der Verachtung auf das armselige Weiblein, und verließ eilig und mit hochrothem Kopfe die heilige Stätte.

Die alte Marianne aber betete andächtig ihr Pensum, und verließ leichten Herzens die Kirche, nicht ahnend, daß sie in wenigen Minuten den hohen Adel und die Geistlichkeit empfindlich beleidiget habe.

Das ist die Kirchengeschichte meiner Tante Ursula. Sie war allerdings lustiger als die „Kirchengeschichte,“ die uns am folgenden Tage erwartete, aber leider konnten wir keinen Gebrauch davon machen. Glücklicherweise ging es aber auch so, und wir erhielten in der „Kirchengeschichte“ die Note: „hinlänglich.“

Seine Jungferrede.

Eine tragiſche Reichstagswahl-Geschichte.

Von Richard Schmidt-Cabanis.

— — — „wie gesagt, Schlag fünf Uhr werden die Kinder zu Bett gebracht, dabei bleib'ts!“ — sagte der Magistratssekretär Seimig und legte dabei die flache Rechte etwas kräftiger als eben dringend nöthig war, auf das vor ihm aufgeschlagene Altenheft.

„Aber, lieber Gott,“ erlaubte sich die Frau Magistratssekretärin noch einmal, wünnelnd in bescheidenstem Ton zu replizieren: „um fünf Uhr ist's ja noch heller Tag, was sollen denn die armen Geschöpfe da schon im Bett thun?! Wenn Mathilde im andern Zimmer mit ihrer Puppe spielt und Walther in dem neuen Märchenbuch blättert, können sie Dich doch unmöglich stören!“

„Allerdings stören sie mich! Sie stören mich schon durch den Gedanken, daß sie mich stören könnten! Da stößt das eine an den Tisch oder schneuzt sich überlaut oder es wippt mit dem Stuhl, verliert das Gleichgewicht, hält sich an der Tischdecke, reißt die Lanne herab; das andere klappert mit dem zimmernen Kochgeschirr oder es läßt Milchchokolade über der Spiritusflamme anbrennen, daß man's durch zwei Zimmer hin riecht; ein anderes Kind . . .“

„Wir haben ja doch nur die zwei!“

„Nur? Soll dies ein Vorwurf sein, Emilie, dann kann ich Dir sagen, daß Du von dem Erfassen der Prinzipien der modernen Volkswirtschaft noch überaus weit entfernt bist, nach denen überhaupt in keinem wohlgeordneten Hausstand mehr als zwei Kinder existiren dürfen! Im übrigen aber ist schon ein Kind mehr als genügend, durch seinen Lärm die bedeutendsten Gedanken im Keime zu ersticken — — allerdings, Emilie, die bedeutendsten Gedanken, sagte ich, obwohl Du dies durch Dein Lächeln in Abrede stellen zu wollen scheinst!“

„Mir ist wahrhaftig nicht lächerlich zu Muth!“

„So? Hm, nun ich dünkte zum Weinen wäre es grade auch nicht, sich an der Seite eines Gatten zu wissen, der — hm! — in dem — hm! — auf den in der nächsten Zeit immerhin ein Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit des Vaterlandes und vielleicht sogar des Auslandes sich concentriren dürfte. Dem — — ich bitte, unterbrich mich nicht, Emilie! — denn wenn ich auch bei der bevorstehenden Wahlversammlung zunächst nur als Wegbereiter des Herrn Landrathes, so zu sagen, als der Johannes unseres politischen Messias erscheine, so liegt es immerhin in der Möglichkeit, daß . . . weshalb siehst Du denn so oft nach der Uhr, Emilie? Wenn ich auch nicht verlangen kann, daß Du Dich um die wichtigsten Angelegenheiten Deines Mannes bekümmerst, so darf man doch bei jedem halbwegs gebildeten Menschen heutzutage so viel Verständnis für die heiligsten Interessen des Vaterlandes — — Wie viel schlägt es denn da, Emilie?“

„Zehn Uhr, lieber Seimig — —“

„Zehn Uhr?! Und noch gestern Abend sagte ich, daß ich um neun und dreiviertel Uhr zu einer wichtigen Besprechung mit dem Wahlvorstand müße! Statt mich an diese wichtige Pflicht zu erinnern, raubst Du mir meine kostbare Zeit durch Familien-Allotria, zu denen ich jetzt am allerwenigsten — meinen Ueberrock, Emilie! — am allerwenigsten aufgelegt bin — — den Hut, wenn ich Dich bitten darf! — und mit denen jede andere Frau ihren Gatten in einer solchen Periode der Aufregung — — ob ich die Ueberschuhe anziehen

will? ja, ich glaube, das bedarf doch wohl bei diesem Wetter kaum noch der Frage! Ich bin ohnehin, hrn — brrr! etwas entkümirt, wie mir das wohl auch jeder Andere anhören würde — hrnhm! — Dir allerdings ist es gleichgiltig, ob ich bei einem so wichtigen Hebeatt, wie der morgende, mit einer — hrnhrhr! — Indisposition des Organes zu kämpfen habe — mit dem Hut scheinen die Kinder gestern Abend wieder Fangeball oder Schlitten gespielt zu haben — wie meinst Du, es ist der alte? — Ja, dann erfuhe ich Dich, mir den neuen aus dem Schrant zu langen! ich bin es meiner Stellung schuldig und den Anforderungen, welche man an eine der Oeffentlichkeit angehörende Person zu stellen berechtigt ist, daß ich — — den Regenschirm, Emilie, kann ich nicht finden — — Ja, wie kann man denn bei solchem Wetter Schirme zur Reparatur geben?“ —

„Wir hatten wirklich heut morgen ganz heiteren Himmel, lieber Joseph — — ach, möchtest Du nicht vielleicht den Entouscas der Kinder — —“

„Ich bin allerdings überzeugt, daß Du es ruhig mitansehen würdest, auch wenn ich mit einem Puppen-Knicker über die Straße ginge. — — Die Akten hast Du mich auf dem Tisch vergessen lassen“

Die Frau Magistratssekretär Seimig eilte hastig ins Zimmer zurück, und lief alsdann mit dem vergessenen Aktenbündel ihrem gestrengen Eheherrn nach, der inzwischen ruhig und groß die Treppe hinabgeschritten war, bis auf die untersten Stufen derselben. „Kommst Du heut etwas zeitiger zu Tisch?“ interpellirte schüchtern die Hausfrau den Gemahl, indem sie ihm das Fascikel unter den Arm schob.

„Diese Frage zeigt wieder einmal von der gänzlichen Unkenntnis meiner Angelegenheiten, in der Du Dich absichtlich zu erhalten scheinst! An dem Vorabend eines Tages wie der morgende, wo ich hier im Namen des Vertreters der rechtmäßigen Regierungsgewalt die wilden Elemente der Opposition zu bekämpfen und zu unterdrücken habe, suchen mich meine eigenen Angehörigen aus der Höhe meiner patriotischen Wirksamkeit mit Gewalt herabzuzerren in die allerunterste Schicht der gemeinen Lebensbedürfnisfragen! — Verschone mich mit Deinen Thränen, Emilie, Du weißt, daß sie mich aufregen, und ich bedarf meiner vollen Fassung zur Lösung der mir gewordenen großen Aufgabe! Ich werde heut vielleicht gar nicht zu Mittag essen — vielleicht auch morgen nicht — — Euch freilich, die Ihr ein tieferes Interesse an den bedeutungsvollen Momenten in Dajem Eures Gatten und Vaters nicht zu nehmen pflegt, Euch mag das störend erscheinen — —“ damit ließ der Herr Magistratssekretär Joseph Seimig die Hausthür hin er sich ins Schloß fallen und entzog dadurch der gesammten Mitwelt den Hochgenuß, das Ende seiner wirkungsvollen Philippika zu Gehör oder wenigstens zu Gesicht zu bekommen.

Die Frau Magistratssekretär Emilie Seimig aber trodnete sich mit dem Rißel ihrer weißen Paskihürze eine Thräne aus dem Auge und stieg kopfschüttelnd die Treppe wieder hinauf, während sich der schwere

Seufzer: „Ach Gott, ach Gott, wie soll das bis morgen noch werden!“ über ihre Lippen stahl. — —

Unbestrittenes Verdienst hat sich ja der berühmte Rhetor des antiken Roms, Herr Marcus Tullius Cicero durch die Abfassung seiner „Drei Bücher vom Redner“ erworben; aber es würde, meiner Ansicht nach, seinen Ruhm mindestens noch um die Hälfte vermehrt haben, wenn er als Seitenstück zu jenem Werke ein anderes unter dem Titel „Die drei Bücher vom Nichtredner“ hätte erscheinen lassen. Das hochinteressante und überaus umfangreiche Material würde sich ganz naturgemäß unter die folgenden drei Hauptabschnitte vertheilt haben:

1. Das Buch von dem Redner, welcher reden soll und nicht will;
2. das Buch von dem Redner, welcher reden muß und nicht kann;
3. endlich das Buch von dem Redner, der reden möchte und nicht darf,

und es wäre dadurch namentlich für die Gegenwart, in der ja die Rede in allen Epochen des menschlichen Lebens — von der Tauf-, durch die Schul-, Kanzel-, Thron-, Kammer-, Wahl-, Antritts-, Abschieds-, Tafel-, Gardinen-, Daut-, Straf-, Hochzeits-, Fest-, Stand-, Eröffnungs- und Schluß- bis zur Leichenrede — eine so überaus wichtige Rolle spielt, ein Vademecum von unschätzbarem Werth geschaffen worden — das man vielleicht von staatswegen zum Besten einer allgemeinen Klein-Redner-Bewahranstalt in Hunderttausenden von Exemplaren hätte zum Verkauf gelangen lassen können.

Aber, wie gesagt, Cicero hat den Fehler begangen, sothanes Werk ungeschrieben zu lassen, und da sich bis jetzt leider auch kein neuerer Rhetoriker zur Ausfüllung dieser Lücke bereit gefunden hat, so mußte sich der Magistratssekretär Herr Joseph Seimig ohne einen solchen Führer durch die Schweigekunst behelfen, und dieser Umstand war es unzweifelhaft, der den würdigen Beamten in eine so nervöse, und auch für seine häusliche Umgebung einigermassen aufreibende Stimmung versetzte. — —

Vor acht bis zehn Tagen war an das konservative Reichstags-Komitee zu Wimmersberg die Nachricht gelangt, daß es dem Kandidaten des Kreises, dem Landrath Baron von Schillebold auf Jonichsehn die Ueberhäufung mit Amtsgeschäften und seine immense Agitationsthätigkeit auf dem Lande nicht möglich machen werde, persönlich vor seinen Wählern in der Stadt zu erscheinen, und daß man daher einem tüchtigen Redner aus dem Kreise des Komites die ehrenvolle Aufgabe zuertheilen möge, ihn, den Landrath rhetorisch zu vertreten.

Selbstverständlich lenkte sich die Wahl zunächst auf den Bürgermeister Scheuleber, einen Mann, dessen außerordentliche Rednergaben seinen Namen bereits meilenweit über das wimmersberger Weichbild hinaus bekannt gemacht haben.

Aber das Schicksal gönnte dem verdienten Gemeindevorstand die Gemüthung nicht, in einem so wichtigen Fall und unter vielverheißenden Umständen mit seinem reichen Talent für die gute Sache öffentlich einzutreten:



Mit dem Hut scheinen die Kinder wieder Fangeball und Schlitten gespielt zu haben.

der Bürgermeister wurde — alsbald nach seiner einstimmig erfolgten Ernennung für den Nebenposten — von einer Erfüllung befallen, die weniger durch ihre Gefährlichkeit bedenklich erschien, als daß sie durch die Art ihrer Einwirkung auf die Verdauungsorgane dem Strome der Scheuler'schen Beredsamkeit eventuell an den hinreichendsten Stellen einen plötzlichen Damm entgegenzusetzen drohte.

Das bestürzte Komite hielt Sitzung auf Sitzung, und nachdem alle für den wichtigen Posten als geeignet bezeichneten Individuen nachgewiesen hatten: sie seien keine Redner, und dagegen allen sich freiwillig dazu Meldenden daselbe seitens des Komite's nachgewiesen worden war, vereinigten sich endlich alle Stimmen, die des Gemeinderathes und Schützenhauswirthes Fehlfußel ausgenommen (der sich bei allen Wahlangelegenheiten stets einstimmig selbst wählte), auf den Herrn Magistratssekretär Seimig, welcher der ganzen Angelegenheit allerdings am unparteiischsten gegenüberstand, indem er überhaupt noch niemals den Versuch gemacht hatte, vor einer öffentlichen Versammlung zu sprechen.

Und Seimig nahm an.

Er that es theils aus Subordination; denn Seimig war Soldat gewesen, und das Vaterland rief. Anderntheils beherrschte ihn das Gefühl, daß Wimmersberg am Rande eines Revolutions-Abgrundes stehe (es war vor kaum einem Monat ein sozialistisch verdächtiger Handwerksbursche fechtweise in nächster Nähe der wimmersberger Gemarkung aufgegriffen und in seine Heimath abgeschoben worden!) und nur allenfalls noch durch die persönliche Intervention eines Reichstagsabgeordneten von der Wegabung des Herrn Landrathes Baron von Schillebold gerettet werden könnte.

Nur endlich — bejaß Seimig Ehrgeiz und eine ganze Reihe noch vollkommen ungeweihter Knopflöcher; wer aber vermochte besser als der Landrath, jenen zu füllen und diese zu füllen?!

Aber ach, dem stillen Familien-Cirkel des Magistratssekretärs hatten seit dieser verhängnisvollen Wahl Freude und Friede den Rücken gewendet. Selten ja erblickt großen Männern im Schatten des Vorbeers auferer Erfolge auch noch das bescheidene Weithen einer glücklichen Häuslichkeit. Joseph Seimig gehörte leider nicht zu diesen bevorzugten Ausnahmen unter seinen Mitbürgern nach würdevollem Nuhn!

Es läßt sich nicht leugnen, daß Herr Joseph Seimig von Natur aus bereits eine gewisse Anlage zur Hypochondrie besaß, deren zarte Keime in dem Boden seines sitzenden Lebensberufes Pflege und Förderung fanden. Aber mit dem Augenblick des rhetorischen Frühlings-Anfangs schoß jenes Pflänzchen übermächtig empor und trieb die farbenichillendsten Blüten, deren betäubender Duft die Frau Magistratssekretärin und die übrigen Hausgenossen bereits völlig sinnverwirrt gemacht — bis herab auf den Kanarienvogel und den Laubfrosch; letzterer war, seitdem er durch einen hörbaren Anprall gegen den Deckel seines Glasbehälters dem landrathlichen Wahlverweiser eine besonders geistvolle Redewendung in der Geburt erstickt, aus dem Seimig'schen Arbeitszimmer auf das Fensterbrett der Küche verbannt worden, und der erstere befand sich auf Grund ganz unberechenbar und plötzlich hereinbrechender Bauer-Verfinsterungen in beängstigendster Unkenntnis über den Wechsel der Tageszeiten, ein Umstand, welcher auf seine gesanglichen Leistungen natürlich nicht ohne störenden Einfluß blieb.

Diermit soll übrigens keineswegs gesagt sein, daß nicht auch Herr Seimig selbst einweilen von seiner

neuen Volksredner-Würde mehr Leid als Freude empfing, ihn aber trug immerhin das Bewußtsein von der Größe des Verdienstes seiner That über all die kleinlichen Hindernisse auf seiner Heldenbahn hinweg — was natürlich bei Laubfroschen, Kanarienvögeln, Dienstboten, Kindern, ja selbst bei seiner Hausehre nicht in gleichem Maße der Fall sein konnte.

All dieser Wesen — und namentlich der vernunftbegabten unter ihnen — hatte sich eine fieberhafte Aufregung bemächtigt, die sich vornehmlich in dem Bestreben kundgab, sämmtliche ihnen obliegenden Verpflichtungen mit absoluter Geräuschlosigkeit vorzunehmen; denn jedes Rücken eines Stuhles, jeder Tritt, jedes laut gesprochene Wort mußte als ein Attentat gegen das Seimig'sche Meisterwerk betrachtet werden, und dieses Dogma von der Unhörbarkeit beschränkte sich keineswegs auf die Stunden, in denen der Magistratssekretär bei sich — will sagen in seiner Behausung anwesend war, sondern man hatte es in Permanenz erklärt: einmal, um in der Uebung zu bleiben, dann aber auch, weil es während dieser rhetorischen Char- und Leidenswoche eigentlich keinen Augenblick gab, in welchem Herrn Seimig's plötzliche Nachhausekunft nicht hätte erfolgen können; — ebensowenig war man allerdings auch gegen sein unerwartetes Wiederschwinden geichürt.

Zunächst war der Hansglocke durch Umwicklung des Klöpfels mit Berg der Ton entzogen worden; dann hatte die knarrende Fußbekleidung des dienstbaren Geistes der Küche einem Paar silzbeholter Schlorren weichen müssen. Hierauf kam die Seimig'sche Nachkommenschaft an die Reihe, welche zu lebenswierigen Gummischuhen verurtheilt ward, und über deren Haupt für jede knarrende Thür, für jedes zu Boden fallende Stück Spielzeug das Damoklesschwert der Verbannung in die Kumpelkammer schwebte. Vom Laubfrosch und vom Kanarienvogel ist schon oben die Rede gewesen.

Dieser aller Los aber erschien immerhin noch milde, ja, fast beneidenswerth — angesichts dessen der Frau Magistratssekretär Emilie Seimig, welcher für die Aufrechterhaltung jener häuslichen Waffenruhe die volle Verantwortlichkeit oblag.

Es mochte etwa eine Viertelstunde nach sechs Uhr sein, als der Staatsredner die Schwelle seiner Behausung wieder überschritt. Diesmal kam er wenigstens nicht unverhofft. Die Magd hatte Ausschau halten müssen, damit die armen magistratssekretariellen Würmer, deren Verbannungszeit bekanntlich allerhöchsten Orts auf fünf Uhr festgesetzt worden, wenigstens noch bis zur Rückkehr ihres Erzeugers heimlich der Freiheit genossen; und es gelang auch glücklich, nachdem Fette das Allarm-signal gegeben, die Seimig'sche Nachkommenschaft mit vereinten Kräften in die Bettstatt zu befördern, noch ehe der Hausherr die oberste Stufe der Treppe erstiegen. „Es riecht hier,“ sagte Herr Seimig zu seiner noch etwas erhitzt vom Rettungswerk ihm vor der Flurthür entgegentretenden Gattin, „es riecht hier nach gebratener Butter, wenn ich nicht irre?“

„Fette wird eben die Kotelettes in die Pfanne gethan haben, welche ich für Dich zum Mittagessen — „Kotelettes?“ fragte der Magistratssekretär, die Augenbraunen bis zu einer fast schwindelnden Höhe nach der Stirne emporziehend.

„Ja, Kotelettes mit Rosenkohl, und vorher Dein Pieblingsgericht — eine Erbeninnye!“ erwiderte, durch jenes physiognomische Wetterleuchten etwas betreten gemacht, die Hausfrau.

„Naha!“ ertönte ein kurzes, keifres Lachen von

Seimigs Lippen; „gebratenes Fleisch und — Erbsensuppe! An einem Tage, wie der heutige, Erbsensuppe! Wahrscheinlich mit Speckgrievien?“

„Mit Speckgrievien,“ wiederholte in tonloser Erstarung Frau Emilie. Sie war sich im Augenblick in der That des unvereinbaren Widerspruches zwischen konservativer Wahlagitation und Erbsensuppe mit Speckgrievien nicht bewußt.

Der Gatte half ihr nach einem kurzen aber inhaltsschweren Räuspern aus dieser Verlegenheit.

„Es ist wohl selbstverständlich,“ sagte Seimig, „daß ich den heutigen Abend dazu benutzen muß, meine Rede in ihrem ganzen Tenor — Tenor, der Wortlaut! — und mit allen rhetorischen Hilfsmitteln mehrmals laut durchzusprechen. Es ist selbstverständlich, sage ich; jede auch nur einigermaßen feinfühlig Frau mußte das wissen oder doch wenigstens ahnen! Und wie sich — hm, hmbr! — wie sich bei einem ohnehin angegriffenen Organ wie das meinige — brhm! — zwei- und einhalbstündiges Sprechen . . . ich sage: zwei und einhalbstündiges Sprechen, Emilie! — mit Schweinegrievien und gebratener Butter vertragen dürfte, das überlasse ich jedem Menschen mit dem hausbackensten Alltagsverstande ruhig zur Entscheidung!“

„Aber . . .“ erlaubte sich die unseligste aller Frauen, von solcher Wucht der Thatachen fast zermalmt, kaum hörbar zu entgegnen; doch der Redner ließ ihr nicht einmal mehr zum zweiten Wort ihrer Replik Frist.

„Es mag sein,“ fuhr er, die rechte Hand zwischen den zweiten und dritten Knopf seines Oberrocks versenkend und indem er mit der Linken einen mäßigen Kreisbogen vom Kinn bis zur Nabelgegend beschrieb, „es mag sein, daß ich für Erbsensuppe mit Speckgrievien eine gewisse Vorliebe hege; aber gerade an einem Tage wie der heutige wäre es Deine Pflicht gewesen, diese Schwäche zu schonen, und eines so gesundheitswidrigen Gerichtes nicht einmal zu erwähnen, geschweige denn es gar zu bereiten!“

In sich zusammengefunken war Frau Magistratssekretär Seimig unter der ehernen Wucht dieser Vorwürfe; ihr Gatte aber hielt es jedenfalls für rhetorisch wirksam, hier abzubrechen, und fügte deshalb seiner kulinarischen Philippika nur noch mit sinkender Stimme hinzu: „Eine Tasse Thee, Emilie, hast Du wohl die Güte für mich bereiten zu lassen, wozu ich nichts als etwas kalten Aufschnitt nehmen werde — nichts als etwas kalten Aufschnitt, Emilie!“

Damit schloß der Herr Magistratssekretär Seimig die Thür seines Zimmers hinter sich. — — —

„Meine Herren . . . hmbr! brhm! — Meine Herren —“ (der Redner hatte sich soeben in der Zerstreuung das sechste Speigläschen Rum in den Thee gegossen), „Meine Herren, wenn ich hier . . . Nein, es ist unmöglich, in einem absolut leeren Raum die Wirkung einer Rede zu erproben, die darauf berechnet ist, vor einer Zuhörerschaft gehalten zu werden; die vielleicht nach Tausenden — oder sagen wir wenigstens nach vier bis fünf Hunderten zählt! — Emilie! — Die Stimmung kann erst mit dem Auditorium kommen! — Emilie! — Gleichzeitig wird sich auch die Wirkung der einzelnen Schlaglichter auf die große Menge am besten nach dem Eindruck bemessen lassen, den sie auf einen beschränkten und ganz naiven Hörerkreis hervorbringen. — Emilie!“

Nach diesem dritten, ziemlich kräftigen Appell erschien in der Thür des Seimig'schen „Putzimmers“, wobin der Magistratssekretär die Area der heutigen red-

nerischen Generalprobe verlegt hatte, Frau Emilie, und hatte anfangs Mühe, durch den den Raum in dicht blaugraue Wolken hüllenden Tabaksrauch ihres Gatten ansichtig zu werden.

Endlich bemerkte sie ihn auf dem an der einen Längswand des Zimmers postierten großen Küchentisch, den Herr Seimig bald nach seiner Heimkunft mit Zetten's Hilfe hierher transportirt hatte; vor ihm, ebenfalls auf dem Küchentisch, stand ein altes Notenpult, an welchem ein Ahnherr des Seimig'schen Hauses vor langen Jahren seine Elementarstudien im Geigenpiel absolvirt haben mochte. Es — das Pult — war vom Hausboden herab und zur Rednertribüne emporbefördert worden, denn es sollte eben heut das große Wahl-Dratorium in seiner Vollkraft und, so zu sagen, mit allen Requisite geprobt werden. Hinter des Redners Rücken brannten, auf die beiden Bronze-Wandleuchter vertheilt, sechs Stearinkerzen, was den feierlichen Eindruck der improvisirten Parlamentstriebüne bedeutend erhöhte, und neben dem Notenpult auf einem dreibeinigen Nähtischchen stand statt des üblichen Wasserglases die Theetasse mit dem erwähnten Mischungsverhältnis von 1:5, und die Glocke für einen fingirten Präsidenten.

Nachdem Frau Emilie Seimig durch mehrmaliges lebhaftes Aufhusten ihre Athmungswerkzeuge von dem darauf lastenden Nikotindampf einigermaßen befreit hatte, gestattete sie sich, der Einleitungssprache: „Du hast gerufen, lieber Seimig,“ fragweise die Bemerkung hinzuzufügen: „Aber wird Dir beim Sprechen der Tabaksqualm nicht hinderlich?“

„Deine Unkenntnis der Wahlversammlungsgebräuche läßt diesen Einwurf entschuldbar erscheinen,“ erwiderte der Magistratssekretär etwa im Ton einer gegen den Führer der Oppositionspartei gerichteten sachlichen Zu-rechtweisung von der Ministerbank aus. „Gerade durch diese Andeutung atmosphärischer Verhältnisse, wie sie den politischen Sitzungslokalen eben eigen sind, bestrebe ich mich, mein Organ an die Anstrengungen zu gewöhnen, denen es morgen während der parlamentarischen Redeischlacht ausgesetzt sein wird! Aber diese technische Abschweifung über die Kunst des Vortrags gehört nicht hierher! Ich wollte nur darum erklaren, Emilie, daß Du Dich mit den Kindern und dem Dienstmädchen sofort hier im Sitzungssaal — hier im Auditorium, wollte ich sagen, vertheilst. Ich bedarf dringend nöthig einer Zuhörerschaft, um meinem Spech den letzten Schluß, die volle harmonische Abrundung geben zu können!“

„Würde es nicht vielleicht genügen, wenn ich und Zette“ — äußerte schüchtern die Gattin des Rhetors; „die Kinder“ —

„Nun, was ist's mit den Kindern?“ fragte etwas schärfer Herr Seimig.

„Es ist nur — Du hattest selbst angeordnet, daß sie um fünf Uhr zu Bett gebracht werden sollten — sie — sie schlafen nun schon seit ein paar Stunden. —“

„Wenn das Vaterland ruft, so darf auch der jüngere Staatsbürger nicht säumen, dieser Mahnung Folge zu leisten; und am wenigsten sollten Eltern sich der Erfüllung solcher heiligen Pflicht zurückhalten zu wollen! Was Wechthildis anbelangt (in besonders weibevollen Momenten pflegte Herr Seimig die siebenjährige Mathilde stets in dieser Form zu bezeichnen), so will ich mich übrigens Deiner falschen Erziehungsmethode nicht widersetzen — sie ist ein Mädchen; und wenn es unserer

neren Geschichte einst an patriotischen Frauengestalten fehlen sollte, so wird man Dich unter den Müttern nennen, die diesen Mangel verschuldet haben. Der Sohn aber steht in des Vaters Zucht, und ich verlange — hörst Du, Emilie! — ich verlange den meinigen von Dir im Namen des theuren, großen, geeinigten Deutschen Reiches!“

Herr Seimig hatte diese letzten Worte unbedingt an einen imaginären Hörerkreis von Zehntausenden gerichtet; der Küchentisch erbebt unter dem Schritt, mit welchem der Redner bis an den Rand desselben trat, die Stearinkerzen hinter ihm erzitterten in ihren Leuchtern und im Nebenzimmer wurde ein halbunterdrücktes zweistimmiges Schluchzen laut — für die Frau Magistratssekretär ein Zeichen, daß sie die beiden jugendlichen Opfer wenigstens nicht erst zu erwecken brauche, um sie auf den Rauch-Altar des Vaterlandes niederzulegen.

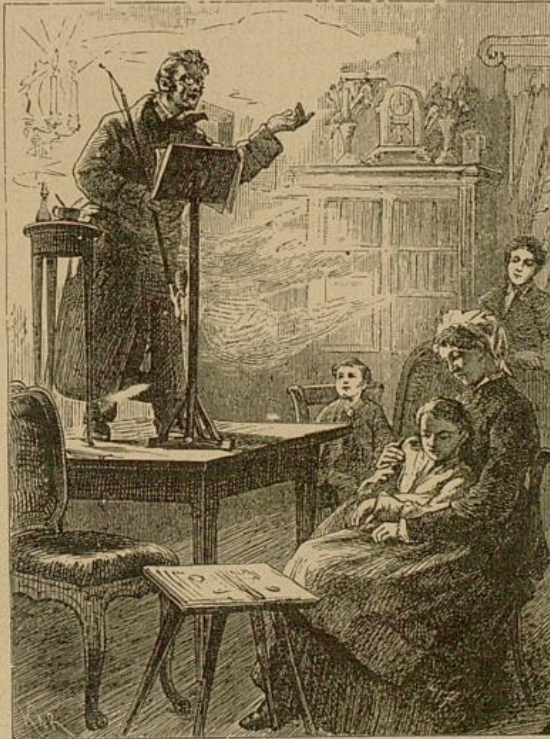
In etwas länger als einer Viertelstunde war denn auch die Probi- Hörerschaft vollständig beisammen, wobei übrigens nicht verschwiegen werden darf, daß der energischste Widerstand gegen diese passive Wahlagitation von Seiten Jettens geleistet wurde; dieselbe wies nicht nur das Anhören politischer Parteeireden, als außerhalb ihres Wirkungskreises liegend, energisch zurück, sondern verstieg sich — unter vier Augen mit ihrer Dienstherrin — sogar zu der hochverräterischen Aeußerung: daß das ein Unsinn wäre, bei nachtschlafender Zeit solchen Standal zu machen; erst unter Hinweis auf das herannahende Weihnachtsfest und seine realen Tröstungen — konnte sie zu ihrer Lebensfolgepflicht zurückgeführt werden.

Der Redner benutzte die Pause, während welcher — außerhalb seiner Hörweite natürlich — Frau Emilie das Kontingent der Versuchs-Wählerschaft auf die Beine brachte, um zunächst die bereits etwas im Schwinden begriffene Dichtigkeit der Tabakwolkenschicht durch einige Züge aus dem langen Weichselrohr wieder auf einen naturgetreueren Konsistenz-Grad zu erhöhen. Dann aber ersetzte er die — leider bereits weit über die Hälfte geleerte Theetasse und den Rest ihres Inhaltes durch eine Kanne mit frischem Brummenwasser, von dem er einige Gläser voll rasch hintereinander hinunterkürzte; denn, der Wahrheit die Ehre, Herr Seimig war sonst im entferntesten kein Freund von Spirituosen, und die Folgen des Gemüthes jener verhänglichen Mischung begannen sich bereits in Gestalt eines dumpfen Druckes in der Schläfengegend unangenehm bemerklich zu machen.

„Meine Herren,“ begann der Vaterlandsretter, nachdem die Pseudowählerschaft endlich ihre Plätze eingenommen hatte, „meine Herren Jette, Ihr

Grinsen in diesem ernstesten Augenblick ist nicht nur albern, es ist auch unpassend; ich würde Ihnen das sehr leicht klar machen können, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie hier gewissermaßen im Namen des ganzen wahlberechtigten Volkes sitzen; aber es dürfte mich das zu weit führen, und so begnüge ich mich damit, Sie einfach zur Ordnung zu rufen! — Meine Herren, indem ich in dieser feierlichen Stunde zum ersten Male vor Ihnen das Wort ergreife Ich erwünsche Dich, Emilie, den schnurgelinden Tönen dieses Kindes mittelst eines Taschentuches Abhülfe zu verschaffen; ich werde nervös davon! — Meine Herren, indem ich in dieser feierlichen Stunde zum ersten Male vor Ihnen das Wort ergreife —

— Doch wozu durch eine unvollkommene und nothgedrungen von mancherlei Zwischenfällen unterbrochene Wiedergabe der Seimigischen Rede an dieser Stelle dem Leser den wahrscheinlichen Genuß beinträchtigen, das oratorische Meisterwerk der einst aus den Annalen der Parlamentsgeschichte der Gegenwart im Zusammenhang kennen zu lernen?! Es genüge hier in aller Kürze den Eindruck zu konstatiren, den dasselbe auch auf dieses beschränkte Auditorium hervorzu- bringen nicht verfehlte, und welcher darin gipfelte, daß Jette bei der Schilderung der Schrecknisse eines möglicherweise in Aussicht stehenden Krieges (der Redner bedurfte eines solchen, um mit Erfolg für die Erhöhung des Armeebudgets plädiren zu können) von einem Weinkrampf befallen wurde und gezwungen war, aus dem Zuhörerverbände auszuscheiden.



„Meine Herren, indem ich in dieser feierlichen Stunde zum ersten Male vor Ihnen das Wort ergreife.“

seine militärischen Pflichten gegenwärtig bei einer schweren Feldbatterie abzuleisten hatte, trug vielleicht nicht unwesentlich zu dieser drastischen Wirkung auf das im Grunde weich geartete Gemüth der Jungfrau bei; dagegen darf angenommen werden, daß der kräftige Ausruf: „Mama, ich will zu Bette gehn!“, den der sechszehnjährige Seimigische Stammhalter gerade in den Beweis der Nothwendigkeit eines engeren Anschlusses an Rom hineintönen lies, mit diesem Thema des Redners in keinem beabsichtigten Zusammenhange siehe.

Fünfzehn Minuten vor zwölf Uhr schloß Alles — den Redner nicht ausgenommen, welcher sich behufs Vervollständigung einiger Zahlen-Notizen, das Kapitel der Durchgangszölle betreffend, einen Augenblick auf den Präsidentensessel am Nähtisch niedergelassen hatte und dort einnickte war.

Doch ach, es waren keine rosigten Träume von Bei-

fall, Vorbeer und allerhöchster Anerkennung, die den Schlummernden umgankelten!

Wie weiland Wallenstein, Herzog von Friedland, ward auch er

„in die Schlacht geführt im Geist“ —
in die Zungen-Schlacht natürlich! —

„Groß war der Drang — —“
von allen Ecken und Enden des großen Schützenhaus-
saales fuhren mitten hinein in den Strom seiner loyalen
Beredsamkeit die satirischen Wurfgeschosse der Opposition,
daß die rhetorischen Wasser mannshoch aufzischten und
schäumten!

Dort oben auf der Gallerie, ihm gegenüber, stand der
sozialdemokratische Handwerksbursche, eine rothe Feder
an der Nütze, und suchte ihn durch diabolische Gri-
massen und scheußliche Gliederverrenkungen aus dem
Concept zu bringen. Dies war nun freilich unmöglich;
denn selbst im Traume war sich Herr Joseph Seimig
jedes Wortes, jeder Silbe, jedes Interpunktionszeichens
seiner Rede vollkommen bewußt: hatte er doch die
ganzen Tage hindurch bei seinen mehrstündigen Dauer-
läufen um den Stadtwall nichts weiter gemurmelt und
gesprochen und getost als den Wortlaut seiner Rede!

Aber, wenn er auch die Zunge in seiner Gewalt
hatte, mit den Gedanken war's etwas anders! Wenn
ihm der socialistische Satans-Schuster nun in's Gehirn
fuhr, und mit seinen langen dünnen Spinnenbeinigen
Fingern die Ideen verwirrte wie ein Knäuel lose ge-
wickelter Strickwolle?! Immer starrer mußte er auf
den dämonischen Handwerksburschen blicken, immer
wilder wurden dessen Sprünge und Zuckungen — und
da, plötzlich, war's als ob von dem Munde des Furch-
baren sein eigenes feuriges Ebenbild im Kleinen —
des Schusters Geist — sich löstete, sich mit einem
Satz auf's Geländer der Gallerie schwang und mit
einem zweiten, mächtigeren, über die ganze Weite des
Saales hin und wie ein Blitz zwischen das offene
Gehäuge der Seimig'schen Bühne hindurch ihm bis in
den Schädel hineinfuhr; des Magistratssekretärs arme
Seele aber mußte nach kurzem Kampfe weichen, und
flüchtete sich auf demselben Wege hinüber in den Schuster-
leib, der inzwischen schlaff und haltlos wie ein bloßes
Kleiderbündel an der Brüstung zusammengesunken war
und erst jetzt wieder Leben und Bewegung gewann, da
ihn das Seimig'sche „Ich“ besaßte.

Und nun begann ein entsetzliches — ein wahrhaft
höllisches Schauspiel. Aus dem Munde des loyalen
Beamten hervor goß der sozialistische Pantoffelmacher-
Geist eine ganze Sturmflut hochverrätherischer An-
griffe über die Regierung aus, daß drunten im Saale
der gesammten Hörschaft die Haare zu Berge stiegen;
auf der Gallerie aber zitterte und zuckte in des Schusters
Brust das Seimig'sche Herz und brach fast vor Angst
und Jammer über die unfreiwillig-demagogischen Aus-
fälle seines Körpers dort auf der Rednertribüne!

„Das ist polizeiwidrig! — Hinunter mit dem Kan-
didaten — hinaus mit ihm! — Ausreden lassen!“ tönt
es jetzt im Zuschauerraum wild durcheinander; man
drängt zur Tribüne — Gläser klirren — Tische stürzen
um — Stöcke werden geschwungen — Hüte fliegen als
Wurfgeschöß — und da leuchtet auch schon des Gens-
darmen Züngiebel rothglühendes Antlitz an der Thür
auf und seine Stimme erklärt mit Donnergepolter die
Versammlung für „aufgelöst“ im Namen des „Kaisers!“
Doch mächtiger nur rauscht, durch dies Hemmnis
gereizt, des Redners verderblicher Wortschwall. und
Invektiven der gräulichsten Art schleudert er dem Organ
der Exekutivgewalt an den Kopf. Endlich hat sich

Züngiebel bis zum Rednerpult durchgearbeitet; vor der
Brust packt er den frevelnden Sprecher, aber indem er
ihn zornfunkelnd zuruft: „Derr Magistratssekretär
Seimig, Sie sind mein Gefangener!“ dringt vom hohen
Balkon her der Jammerlaut in sein Ohr: „Das ist
ja der Magistratssekretär Seimig gar nicht, ich bin's ja!“

Und wie nun der Blick des Gensdarmen hinauf zur
Gallerie schweift, flammt's wie Wetterleuchten über sein
schmurrbärtiges Angesicht, und aus seinem Munde
ertönt's wie Triumphgeschrei: „Oho, da haben wir ja
auch gleich den andern saubern Vogel — den Schuster
Binneberg mit dem verfallenen Zwangspaf! Haltet
ihn, Leute, daß er uns nicht entkommt!“

Vergebens protestirt die ätzende Seele Seimigs
droben gegen dies neue Polizei-Edikt; schon stürmt's
die Treppe hinauf, verzweifelnnd sucht der beamtendurch-
geistigte Schusterleib einen Ausweg — — die Thür
wird aufgerissen, die Verfolger dringen herein, da rafft
er seine letzte Kraft zusammen, und mit todesverachtend-
dem Sprünge — — — — —

In kalten Schweiß gebadet, erwacht der Magistrats-
sekretär Joseph Seimig bei vollem Tageslicht in seinem
Bette. Auf welchem Wege er all dem nächtlich wirren
Teufelsspuk entronnen und in dieses sichere Asyl gelangt,
ist ihm unklar (— seiner Gattin weniger! —); wie
denn überhaupt in seinem Kopf eine beträchtliche An-
zahl dunkler Punkte gleich eben so viel unentdeckten
Inseln aus einem nebelgrauen, endlos flutenden Meere
allmählich emportaucht.

Das Wogen dieses trüben Oceans wirkt beängstigend
auf seine Nerven, und um sich der näher tretenden
Gefahr eines Seckrankheitsanfalles zu entreißen, beginnt
Herr Seimig sich aufzurichten, was allerdings nicht
ohne einige technische Schwierigkeiten bewerkstelligt
wird, da das Haupt des wackeren Beamten von der
seltsamen Einbildung befallen scheint, mit seinem Kumpf
in keinem festen Zusammenhang mehr zu stehen und
nur durch sorgfältiges Balanzieren auf seinem natur-
gemäßen Sitz zwischen den Schultern erhalten werden
zu können.

Gemildert wird dieser anormale Zustand in etwas
durch eine energische kalte Waschung; und bei einer von
der Hand der weise waltenden Hausfrau dargereichten
Tasse schwarzen Kaffees kommt dem Magistratssekretär
endlich das volle Bewußtsein der Vergangenheit wieder
zurück — und der Zukunft.

Heut also ist der langersehnte große Tag denn herein-
gebrochen, an welchem die Muse der Geschichte sich der
angenehmen Beschäftigung widmen darf, den Namen
Seimig in die der deutschen Spezial-Historie gewid-
meten Blätter ihres Jahrbuches mit dem bekannten
ehernen Griffel einzutragen.

Ein etwas bevölkter Tag — in jeder Beziehung,
findet der Magistratssekretär, und will von dieser tief-
durchdachten Anmerkung, nebst einem einleitenden
„Guten Morgen, Emilie!“ auch seine Gattin profitieren
lassen, als er zu seinem Entsetzen entdeckt, daß ihm,
wahrscheinlich in Folge des starken „Thee“-Genusses
und der ungewohnt lebhaften Rauchopfer, die Stimme
fast gänzlich den Dienst verjagt.

„Um Gotteswillen, Emilie, hmbrhrhrrm!“ stößt er
in einem wahren Reibeisen-Ton hervor; „verstehst Du
mich? Brrrh! Kannst Du überhaupt — Brmbrh!
— hören, daß ich etwas sage?“ —

„D, gewiß, lieber Joseph, höre ich es!“ entgegnet
schüchtern die Hausfrau; „allerdings bist Du ein wenig
belegt — —“

„Ein wenig — hrrrrrrhm! — ein wenig belegt, nennst Du das?!“ schreit Seimig auf, so laut seine stämmlichen Mittel es ihm irgend gestatten, fährt dann aber mit völlig gedämpfem Organ fort: „Wenn ich mich nicht für heut Abend schonen müßte, würde ich Dir beweisen, daß ich nicht einen Ton in der Kehle habe! Brrrrhm! — nicht einen Ton, sage ich! Man sieht, daß Dir jedes Gefühl — hmbrrr! — jedes Gefühl für das Weien und sogar für die Erfordernisse des schwierigen Berufs eines Volksredners abgeht!“

Ohne auf den bescheidenen Einwurf Frau Emilie's weiter zu achten, fährt ihr Eheherr nach mehrmaligem lebhaften Räuspern in der gleichen „umflorten“ Sprechweise fort:

„Da muß augenblicklich etwas geschehen! Kalte Umschläge äußerlich, Gurgeln mit Salbei und Honig — nein, besser mit Flieder in Milch gekocht . . . ich ersuche Dich, das sofort besorgen zu lassen!“

„Soll Jette nicht lieber zum Sanitätsrath hinüberlaufen? Vielleicht verschreibt er Dir ein Mittel, das die fatale Heiserkeit noch schneller beseitigt,“ interpellirt die Hausfrau.

„Naha,“ lacht Seimig freischend auf, verbessert sich dann aber sofort selbst durch ein schwaches Hüfteln, und äußert unter Anwendung des Dämpfers: „Was gäbe dieser Liberale Quacksalber drum, wenn er mich heut unter die Hände bekäme! Das letzte Nestchen Stimme doktorte er mir ganz sicher auch noch heraus, nur damit ich heut Abend nicht der konservativen Sache den Sieg erfechten könne!“

„Aber Du hältst doch selbst dafür, daß er der geschickteste Arzt weit und breit ist,“ sagte Frau Emilie bereits zur Thür gewendet.

„Für Frauen, hmbrrrrh, und Kinder, ja; aber nicht für Staatsmänner! Einem politischen Gegner, wie ich, gegenüber, hatte ich ihn — hm, hm — eines Nützlichkeitsmordes fähig! — Aber von dem Allen brrrrhm! — wird meine Kehlkopfverstimmung nicht besser; es wäre wünschenswerth, wenn Du die Angelegenheit möglichst beschleunigtest!“

Dem alten gutmüthigen Hausarzt in der Stille das Unrecht abtittend, daß ihr gereizter Gatte ihm angethan, wollte Frau Seimig eben das Zimmer verlassen, als ihr ein lebhaftes Nachräuspern kundthat, daß noch etwas vergessen sei.

„Die Uebereilung kann ebenfalls zu nichts führen — hmbrrrrhm! Mir fällt ein, daß in der Zeitung kürzlich eine Art von Pillen — Katarrhpillen, wenn ich nicht irre, gegen solche plötzliche Indispositionen empfohlen wurden. Auch das Auspülen des Halses mit einer Mann-Lösung habe ich loben hören. Es wird also gut sein, wenn Du auch diese Medikamente so bald als möglich aus der Apotheke holen lässest. Brrrrhm! In-

zwischen könnte ich immerhin einige Pöffel von der Salmiat- und Lakritzen-Mischung nehmen, welche noch von Mathildens Frühjahreshusten — brrrrhmbrr! — her auf dem Speiseschrank stehen muß.“

Dank der abwechselnden Anwendung sämmtlicher obengenannten Arzneimitteln, zu denen sich äußerlich noch Einreibungen des Halses mit Senfspiritus, die Applicirung einer spanischen Fliege auf die Brust und ein russisches Dampfbad, innerlich der Conium einiger Tassen Brustthee, eines Dukends Löffel Altheejaft, einer halben Schachtel voll Emier Pastillen, und zweier Flaschen Selterferwasser mit warmer Milch, sowie eine mehrfache Bepinselung des Kehlkopfs mit Tannin und Carbolsäure gesellten, — Dank dem energischen Inseldrücken all dieser medicinischen Hilfsstruppen bestand sich der Magistratssekretär Joseph Seimig gegen Mittag in einem Zustand totaler körperlicher Erschlaffung und hatte einen Magenkrampf errungen, der seines gleichen suchte; ein Kurerfolg, dem gegenüber das allmähliche Weichen der Heiserkeit Seimigs, die sich im Lauf des Tages auch wohl von selbst verloren haben würde, gewiß kaum in's Gewicht fallen kann.

Verbessert wurden die Verdauungsverhältnisse des politischen Vannerrträgers auch nur unerheblich durch die Genüsse des Mittagsmahls, das für ihn, seiner eigenen Anordnung gemäß, nur aus zwei Tellern voll Rogaenmehlsuppe bestand — ein Conium-Artikel, der seiner schmeidigenden Eigenschaften halber nicht unterfchächt werden sollte, dessen Wirkung auf einen ohnehin etwas angesäuerten Magen aber zweifellos eine verstimmende sein mußte.

Das Befinden Seimigs nahm denn auch in Folge jener fehlerhaften Ernährungs-methode alsbald einen Charakter an, welcher die besorgte Hausfrau veranlaßte, ihrem Gatten die schüchterne Vorstellung zu machen, ob es nicht für alle Verheiligten besser sein würde, wenn er auf ein öffentliches rhetorisches Auftreten für heut gänzlich verzichtete.

Dieser gutgemeinte, aber allerdings völlig in der Anschauungsart des schwächeren Geschlechts befangene Hinweis auf einen parlamentarischen Rückzug gab dem Magistratssekretär einen Theil seiner männlichen Energie zurück. Mit stammenswerther Selbstüberwindung raffte er sich zu einer glänzenden Entgegnung auf, die an der Hand historischer Thatsachen den Beweis lieferte, daß der wahre Heldenmuth des Patrioten sich gerade durch das Hintansehen jeder persönlichen Rücksicht in der Stunde der Gefahr, durch das volle Eintreten mit seinem Ich für die gute Sache — befunde.

Mit dem antiken Beispiel der bekannnten thermopyläischen Engpaß-Verlegenheit des Leonidas und seiner Griechenschaar beginnend, hatte er sich allgemach bis



Hiermach fühlte er sich soweit erleichtert, daß er daran denken durfte, durch Anlehnung an verlässigen Schmuckes sich auch äußerlich für den erhabenen Aktus würdig vorzubereiten.

zur neueren Zeit hindurchgesprochen, in der ihm vorzugsweise die Grenadiere des ersten Napoleon und ihr Wahlspruch von der alten Garde erwähnenswerth schien, welche jede Uebergabe mit Entrüstung zurückweist. Hiernach fühlte er sich so weit erleichtert, daß er — während des Genusses einer Tasse schwarzen Kaffees — daran denken durfte, durch Anlegung körperlichen Schmuckes sich auch äußerlich für den erhabenen Altus würdig vorzubereiten.

Einige Erfrischung brachten ihm ferner die Betrachtungen, welche er einem mangelnden Hemdenknopf und zwei überflüssigen Kostflecken an der weißen Binde zu widmen hatte; und als er endlich, mit Ueberrock, Hut und Gummischuh ausgerüstet, seiner Gattin statt der Lippen, in flüchtiger Wendung die Wange zum Abschiedskusse dargereicht, und der Guten zugleich den segenspendenden Mund durch die zuvorkommende

Bemerkung geschlossen hatte: „Emilie, ich bitte Dich um Gotteswillen, wünsche mir kein Glück, sonst bleibe ich entweder mitten in meinem Vortrage stecken oder das Gas erlischt während der Rede oder es passiert etwas!“ — durfte er — einen dumpfen Druck im Hinterkopf, das Schringen der spanischen Fliege und eineerklärliche Beschleunigung des Pulschlagess abgerechnet — als ziemlich wiederhergestellt betrachtet werden. —

Es war wenig später als sechs Uhr, da der Magistratssekretär Seimig seine Wohnung verließ, um in den bereits vom abendlichen Dämmererschein umhüllten stillen Seitenwegen des Stadtparks noch einmal ungestört den Wortlaut seines Speechs mit halber Stimme durchzusprechen; so war's erklärlich, daß drei expresse Boten des Bürgermeisters die Wichtigstes zu melden hätten, den Sprecher dabem vergebens suchten. —

Acht weithin hallende Schläge vom Thurm der Hauptkirche mahnten Seimig an seine Vaterlandspflicht, der er, wie dürfen's der Wahrheit gemäß bekennen, erhobenen Hauptes, in schöner Erregung, ja, sogar mit einer gewissen Siegesahnung entgegenritt.

Er betritt das Schützenhaus durch eine Seitenpforte, um allen Begrüßungen, allen Wie geht's, Wie steht's? aus dem Wege zu geben; jetzt keine Ablenkung mehr, kein profanes Wort, kein störender Gedanke, direkt in dieser Stimmung auf die Schanzen, und des Gegners Vernichtung ist gewiß!

Nach sind in einem verödeten Hinterzimmer die überflüssigen Hüllen abgeworfen, die weißen Handtuch angestreift, die Zipfel des Halstuchs in's rechte Geleis gebracht; an der kleineren Thür zum Versammlungs-saal, welche direkt neben der Treppe zur Medertribüne mündet, lauscht er einen kurzen Augenblick dem mächtigen Stimmengewir drinnen. Da ertönt der Prä-

sidentenglocke schriller Klang, jetzt wird sein Vortrag der harrenden Menge angekündigt, — die Thür öffnet der Magistratssekretär Seimig, schreitet ohne sich umzublicken, Beifall-begrüßt, die Stufen links zum Podium empor und steht oben dem Landrath Baron von Schillebold auf Ionichsehn gegenüber, der in demselben Moment, wie auf ein gegebenes Stichwort, die Stufen zur Rechten erstiegen hat.

Ein Pendant zur Gattin Erzvater Lot's im Säulensaal, vernahm Seimig kaum des Vorsitzenden erklärendes Wort: wie es zur allgemeinen Freude aller Wohlgesinnten, Sr. Hochgeborenen dem Herrn Landrath doch in letzter Stunde noch möglich geworden, zur Führung des Wahlkampfes an dieser gefährdeten Position persönlich zu erscheinen; sah er kaum den herablassenden Abschiedswink Kimo's von Schillebold, welcher mit den Worten: „Ach, ich — ich danke Ihnen, mein lieber — hier fehlte dem Landrath entschieden der Name; aber es ging auch ohne denselben, indem er das „lieber“ noch einmal, mit großem Anfangsbuchstaben, wiederholte —, mein Lieber; aber — äh — es ist doch sicher, wenn ich — äh — die Festschichte hier selber besorge!“

Und damit war's abgethan! Damit waren alle die glänzenden Aussichten rhetorischer Triumphe in Nebel gehüllt, all die Sonnen in Nacht verfunken, die seiner parlamentarischen Zukunft geleuchtet; eine Welt der grandiossten Gedanken war geschleudert in's Nichts, ein hoffnungsreiches Kind des Geistes von rauhen Mörderhänden in der Wiege erstickt! Und kein Vorber erblühte dem rüstigen Streber aus all seinem Ringen, kein Lohn vergalt seine Leiden, als den ihm das eigene Bewußtsein bot, kein sichtbares Zeichen schmückte des Helden Brust — bis auf die langsam verblässende Narbe der spanischen Fliege.



„Ach, ich — ich danke Ihnen mein Lieber.“

Eine Vergeltung aber giebt es auf Erden!

Als wenige Tage später das Amtsblatt die definitiven Wahlresultate ver kündete, mußte es in schüchternen Lettern eingestehen, daß der Landrath Baron von Schillebold seinem liberalen Gegenkandidaten mit einer „allerdings nur unbedeutenden Stimmendifferenz“ unterlegen sei.

„Ich will mich nicht rühmen, Emilie“, sagte mit bitter-süßem Lächeln Joseph Seimig, als er der Gattin erhobenen Hauptes diese Kunde gab; „ich will mich nicht rühmen; aber nach meiner Rede — brühm! — nun, Du kennst sie ja!“

Emilie kannte sie — das einzige lebende Geschöpf auf Erden, das sie ganz kannte —, und nickte voll Andacht.